

„Alles ist Heiterkeit“
Mensch und Natur erhalten den Mythos Französisch Polynesiens
Von Magdalena Köster

„Unter dem schönsten Himmel geboren, sich von einer stets fruchtbaren Erde ernährend, beherrscht eher von Vätern als von Königen, kennen die Einwohner Tahitis keinen anderen Gott als die Liebe. Jeder Tag ist ihr geweiht, die ganze Insel ist ihr Tempel, alle Frauen ihre Idole, alle Männer ihre Anbeter.“ Voller Enthusiasmus berichtet der französische Arzt Philibert Commerson 1769 im „Mercure de France“ über seine Erfahrungen, die er gemeinsam mit dem Entdecker Bougainville auf der Insel im „mer du sud“ gemacht hatte. Seine Schilderungen riefen in der Heimat geradezu hysterische Begeisterung hervor. Kein Wunder bei Commersons nur zart verschleierte Beschreibung des scheinbar täglichen und öffentlichen Paarens dieser lebensfrohen Menschen. „Das Vorspiel wird von den Wünschen und Gesängen des ganzen versammelten Volkes angeregt und das Ende unter Beifall gefeiert. Auf diese Weise genießt der gute Tahitianer entweder die eigenen Wonnen oder die Sinnenlust der anderen.“

Commerson bemühte sich nach seiner Rückkehr redlich, auch weitere Begabungen der Inselbewohner herauszustellen. „Es ist keine Horde tölpelhafter Wilder, alles zeugt von vollkommener Intelligenz. Ihre Pirogen sind von einzigartiger Bauart, ihre Hütten haben eine elegante Form, sind geräumig und bequem. Sie beherrschen die Kunst, ihre Stoffe nicht Faden für Faden zu weben, sondern in einem Stück unter dem Schlegel entstehen zu lassen und sie mit etwas Purpur zu färben. Die fruchtbaren Bäume stehen klug verteilt auf den Feldern. Alle Felsklippen sind mit Bojen markiert und nachts mit Leuchtfeuer bezeichnet.“ Dann aber zeigt er sich wieder überwältigt von den Menschen, die ihm – oft mit nichts bekleidet als Blumenkränzen und Muschelketten - den Kopf verdrehten. „Es gibt nirgendwo schönere Zähne oder eine schönere Hautfarbe. Wir haben die Einfachheit ihrer Sitten bewundert, den Anstand ihres Verhaltens, besonders den Frauen gegenüber, welche bei ihnen keineswegs unter dem Joch stehen.“

Die Kunde über die „edlen Wilden“ in der Südsee fiel in Frankreich auf besonders fruchtbaren Boden, weil wenige Jahre zuvor (1750) Jean-Jacques Rousseau seine Philosophie vom glücklichen Naturzustand des Menschen entwickelt hatte, der nur durch den Fortschritt verfälscht würde. Vor allem Religion und Eigentum bildeten die größten Hindernisse für ein freies Leben und Denken, glaubten viele Franzosen und gaben ihrem Traum den Namen Tahiti. Nur die Engländer variierten das Bild ein wenig. Samuel Wallis hatte nur acht Monate vor den Franzosen und damit als erster „Weißer“ die Insel betreten und ohne Rücksicht auf jegliche Besitzverhältnisse die englische Fahne gehisst. Die nichtsahnenden Menschen erkannten zumindest das besondere Gewicht dieses Symbols und fügten die Flagge stilsicher dem „Maro ura“, ihrem eigenen Machtzeichen, hinzu. Ein Jahr nach den Franzosen legte der legendäre James Cook auf Tahiti an. Er verglich die Frauen mit den „Huren Europas“, sah aber die Männer als Drahtzieher an, weil die auf Geschenke aus seien und schloss daraus: „Wir verderben ihre Moral und wecken ihre Begehrlichkeiten.“ Keiner dieser „Eroberer“ erkannte, dass das offene Sexualverhalten der Polynesier auch der Sicherung der eigenen, kleinen Bevölkerung diene und das sich Anbieten der Frauen noch ein Zeichen des Vertrauens und der Gastfreundschaft war. Genauso selbstverständlich war es für diese Frauen nämlich auch, sich alle Dinge von Bord mitzunehmen, die ihnen gefielen. Dadurch haftete ihnen gleich das zweite Klischee einer Diebesbande an.

Wer aber waren überhaupt diese Menschen, bevor sie zum Objekt europäischer Sehnsüchte wurden und ihr Land skrupellos annektiert wurde?

Ihre Ahnen kamen um 200 n. Chr. vom asiatischen Festland und siedelten sich nach und nach auf den zahlreichen Inseln des sogenannten polynesischen Dreiecks mit den Eckpunkten Hawaii, den Osterinseln und Neuseeland an. Diese Völker hatten dieselben sprachlichen und kulturellen Wurzeln. Vor allem auf Tahiti und seinen benachbarten Inseln, das später zum künstlich geschaffenen Französisch Polynesien ausgerufen wurde, stießen die Siedler auf traumhafte Bedingungen: fruchtbares Land, Frischwasserquellen, reiche Fischgebiete und ein stets gleichmäßiges Klima von 27 Grad. Das erlaubte ihnen ein Leben ohne große Anstrengungen und machte sie zu einer überdurchschnittlich friedlichen Gemeinschaft. Es gab weibliche und männliche Häuptlinge und eine eigene vielschichtige Götterwelt. Die hervorragenden Seefahrerkenntnisse der Menschen, ihr Wissen über Stürme und Meeresströmungen und ihre handwerklich perfekten Schiffsbauten waren legendär. Doch seit ihrer Entdeckung durch die Engländer und Franzosen, die sich hundert Jahre um die dortige Vorherrschaft stritten, war das Ende ihrer vielschichtigen Kultur absehbar. Dazu trug nicht nur die Mannschaft der legendären „Bounty“ bei, die 1788 nach ihrer Meuterei im Pazifik umkehrte und sich munter mit der Bevölkerung Tahitis mischte, sondern auch die protestantischen und katholischen Missionare aus Europa. Sie predigten Moral und verboten die traditionellen Bräuche wie Tanz und Tätowierung. Eine weitere Erosion der Kultur ergab sich aus eingeschleppten Infektionskrankheiten und der Einfuhr von Alkohol durch dubiose Abenteurer, Händler und Politiker. Königin Pomare IV. von Tahiti gab nach 50jähriger Herrschaft erschöpft ihre Unabhängigkeit auf. Bis zum Jahr 1880 hatten sich die Franzosen die koloniale Vorherrschaft auf fünf polynesischen Archipelen mit 118 Inseln erkämpft. Seither wird Französisch als Erstsprache gelehrt, die eigene Sprache der Maohi, wie die hiesigen Polynesier korrekt heißen, geriet in den Hintergrund.

Französisch Polynesien liegt als heutiges „Überseeterritorium“ 17.000 Kilometer von Frankreich weg, erstreckt sich selbst über ein Meeresgebiet von vier Millionen Quadratkilometern und ist damit ähnlich groß wie ganz Europa. Am bekanntesten sind die „Gesellschafts-Inseln“ mit Tahiti, Bora Bora und Moorea, am ursprünglichsten die „Marquesas-Inseln“ mit Fatu Hiva, Hiva Oa und Nuku Hiva. Neben der großen Ausstrahlungskraft der Menschen fasziniert an diesen pazifischen Inseln ihr jeweils ganz eigener Charakter. Oft haben sich rings um die Gebirgsinseln vulkanischen Ursprungs Korallenriffe entwickelt, die als Wellenbrecher wirken und das Meer in den riffschlösschen Lagunen mit ihren blaugrünen Farben wie ruhige Seen erscheinen lassen. Bis zu 2200 Meter hoch sind die schroffen Bergrücken, stechen bizarre schwarze Zacken in den ewig blauen Tropenhimmel, gesäumt von den üppigen Farben immergrüner Gewächse, leuchtend roter Hibiskusblüten und verwilderter Vanille-Orchideen.

Seit der Eroberung sorgte ein Strom prominenter Besucher und Zivilisationsmüder aus dem Westen dafür, dass sich der Mythos des unbeschwerten Lebens in der Inselwelt Tahitis bis in die heutige Zeit hinein festigte (siehe auch Kasten). „Imaginäre Geographie“ nennt das die Wirtschaftsgeographin Tatjana Thimm aus Hamburg, die ihre Doktorarbeit über den kulturellen Wandel in Französisch Polynesien gemacht hat. „Die Besucher haben das alte Klischee vom paradiesischen Leben im Kopf. Mit dieser Vorstellung reisen sie bereits an und möchten dieses Klischee dann auch bestätigt sehen.“ Sehr viel hat dazu der Maler Paul Gauguin beigetragen, der selbst dieser Sehnsucht gefolgt war und zwischen 1891 und 1903 seine berühmtesten Bilder auf Tahiti und Hiva Oa malte. Er, der seine Familie in Frankreich mit seiner Kunst nicht ernähren konnte und dessen Gemälde heute zu den teuersten der Welt zählen, schrieb begeistert über das einfache Leben in der Südsee. „Dort unten wenigstens, unter einem Himmel ohne Winter, braucht der Tahitianer nur den Arm zu heben, um seine Nahrung zu pflücken. Darum arbeitet er auch niemals. Die glücklichen Bewohner dieser ozeanischen Paradiese kennen nur die Süße

des Lebens. Für sie bedeutet Leben, singen und lieben.“ Für seine eigenen Bedürfnisse suchte sich der alternde Alkoholiker ein 13jähriges Mädchen aus, „die Eva meiner Wahl, die meine täglichen Mahlzeiten kocht und sich auf den Rücken legt, wann immer ich will, für den bescheidenen Gegenwert von zehn Francs im Monat.“

Nach 200jähriger Einflussnahme von außen ist Französisch Polynesien heute weitgehend abhängig von französischen Geldern -„ein hundertprozentiges Zuschuss-Unternehmen“ sagen Insider. Eine Milliarde € sollen jährlich über französische Subventionen ins Land fließen, machen einige Reiche noch reicher, sorgen aber auch für einen hohen Lebensstandard der 250.000 Einwohner. Trotz der wenigen Straßen besitzen viele ein Motorrad oder Auto, fast alle ein Video-Gerät, ein Drittel ein Handy. Arbeitsplätze gibt es in der aufgeblähten Verwaltung des Landes, beim Militär und im Tourismus, viele Menschen aber leben von Sozialhilfe und Kindergeld, Arbeitslosengeld oder Wohnkostenzuschüssen. Seitdem ihre Häuser schon lange nicht mehr mit den temperatúrausgleichenden, geflochtenen Palmwedeln gedeckt werden, knallt ihnen der Regen laut aufs Blechdach, während es unter der Sonne brütend heiß wird.

„Die Franzosen haben das wirtschaftliche, bevölkerungs- und siedlungsgeographische Gleichgewicht auf den Inseln zerstört“, sagt Werner Kreisel, Professor für Kultur- und Sozialgeographie an der Universität Göttingen. Sein Forschungsschwerpunkt ist die pazifische Inselwelt, zu der er auch ein grundlegendes Buch veröffentlicht hat. „Man brauchte Handelsplätze und Ausfuhrhäfen, was zu Stadtbildungen und Konzentration an den Küsten führte, wo es vorher Landwirtschaft gab. Gleichzeitig wurden entlegene Inseln fast ganz entvölkert. Das Ungleichgewicht zeigt sich deutlich in der Hauptstadt Papeete. Mit 130.000 Menschen lebt dort heute mehr als die Hälfte der Bevölkerung auf engstem Raum zusammen.“ Luftverschmutzung und Umweltprobleme sind die Folge. Tahiti und seine Inseln sind stark von Importen abhängig (2001: 1,14 Mrd. € gegenüber einem Export von 150 Millionen €, vor allem aus Perlenzucht und Tourismus). Landwirtschaftliche Produkte wie die Wunderfrucht Nono, Vanille und Schnittblumen bringen gerade mal so viel ein wie die Fischerei, weniger als zehn Millionen €. Das macht für Werner Kreisel keinen Sinn. „Die Plantagenproduktion etwa von Vanille ging zu Lasten der Selbstversorgung“, kritisiert er, damit seien die Leute, die sich früher einmal eigenständig ernähren konnten, noch abhängiger von Exporten geworden. Sinnvoller wäre es gewesen, an die großen Seefahrerkünste der Polynesier anzuknüpfen: „Längst nicht jeder Fisch, der auf den Inseln gegessen wird, wurde von Einheimischen gefangen. Die Menschen haben keine Erfahrung mehr mit modernen Fangmethoden. Genau das aber hätten die Franzosen von Anfang an fördern können. Stattdessen gibt es eine Überfischung der Gewässer durch Länder wie die USA, die die 200-Meile-Zone nicht anerkennen.“

Weitere Punkte:

- Klimaveränderung und Korallenbleiche
- Atomtests auf dem Moruroa-Atoll und 3500 Strahlungsoffer
- Frankreichs Subventionen versickern in dunklen Kanälen
- Unabhängigkeitsbewegung contra korrupte Politiker
- Von Honeymoon-Touristen und ökologischen Campingplätzen
- Rückbesinnung auf die eigene Kultur und Sprache

→ *mehr zum Thema Französisch-Polynesien über die Autorin*